

## Prof. Dr. Johannes Wirsching 1929–2004

Ulrich Wickert:

### Nachruf

Am 13. März 2004 verstarb in Berlin-Zehlendorf Professor Dr. Johannes Wirsching. Der am 20. November 1929 im ostpreußischen Gumbinnen geborene Theologe war über lange Jahre Professor für Systematische Theologie zunächst an der Kirchlichen Hochschule Zehlendorf, später an der Humboldt-Universität Berlin. Im Jahr 2001 wurde er für seine Aufsatzbände „Glaube im Widerstreit“ von der Selbständigen Evangelisch-Lutherischen Kirche mit dem Hermann-Sasse-Preis geehrt. Der Zeitschrift „Lutherische Beiträge“ fühlte er sich in mancherlei Hinsicht verbunden. Wir danken Herrn Professor Dr. Ulrich Wickert für die freundlich erteilte Abdruckerlaubnis seines Rückblickes, den er als Freund und Kollege des Heimgegangenen verfaßt hat.

A.W.

#320

### Ansprache anläßlich des Trauergottesdienstes für Prof. Dr. Johannes Wirsching am 22. März 2004 in der Evangelischen Kirche Berlin-Nikolassee

Sehr verehrte, liebe Frau Wirsching; verehrte Angehörige unseres verstorbenen Freundes; liebe Trauergemeinde!

Als ein Kollege und Freund von Johannes Wirsching bin ich gebeten worden, aus der Erinnerung an gemeinsam verbrachte Jahre einige persönliche Worte zu sagen. Ich tue das sehr gern in der Beschränkung auf den winzigen Ausschnitt, innerhalb dessen ich den Verstorbenen habe erleben dürfen. Eine umfassende Würdigung seiner Person und seines Werkes kann hier nicht geschehen.

Zum Sommersemester des Jahres 1973 hatten vier Professoren an die Kirchliche Hochschule Berlin einen Ruf empfangen, darunter wir beide. Es dauerte eine ganze Weile, bis wir uns näher kamen, obwohl eine lange Erfahrung mit baden-württembergischen Hochschulen uns beiden gemeinsam war. Johannes Wirsching öffnete sich nicht leicht; und das war nicht allein seine Wesensart. Seine ostpreußische Herkunft und die bleibenden Eindrücke von Krieg und von Flucht aus der ihn prägenden Heimat, in früher Jugend erfahren: Es war bewegend, wie er das als eine Last immer mit sich führte, und wie es dazu beitrug, daß er in einer zuwartenden Distanz zu jedwem Geschehen am liebsten in sich eingeekehrt blieb. Doch wenn einmal sein Blick auf einen Menschen traf, bei welchem er Nähe spürte: Da ging er langsam aus sich hervor; und da blieb er treu; ein Freund.

Es war eine nicht im strikten Sinn konservative, aber im ganzen bewahrende Grundgesinnung, die uns beide in der Überzeugung verband, daß es in Theologie und Kirche jedenfalls darum gehen müsse, im Blick auf das übergrei-

fund Ganze der Christentumsgeschichte authentisch Gewesenes, wie verwandelt inzwischen auch immer, in Pflege zu nehmen. Kein Wunder also, daß Johannes Wirsching als systematischer Theologe die altkirchliche Grundlegung kirchlicher Dogmatik in sein Denken aufnahm, insbesondere bei seinem immer wiederkehrenden Hauptthema, der Christologie; und daß er von dort aus gern mit dem Patristiker zusammenwirkte. Deshalb wurde ich etwa in sein Kolleg gebeten, um über Augustinus zu sprechen, und mehrfach haben wir gemeinsam Seminare gehalten; so zum Beispiel über ein wichtiges Dokument des Zweiten Vatikanischen Konzils, wo er, nun ganz bei seinem Luthertum und um ökumenisches Wohlverhalten unbekümmert, das zwischen den Konfessionen nach wie vor kontroverse Denken ans Licht hob; während es mir oblag, die von den Konzilsvätern reichlich herangezogenen Kirchenväter aus der Umklammerung durch eine konfessionell verfremdende Interpretation zu lösen. Die Alte Kirche ist für uns ein gemeinsames Thema geblieben, und zuletzt noch beschäftigte ihn Augustin in seiner Beziehung zu den Griechen; wobei wir uns darin einig waren, daß die sogenannte Hellenisierung des Christentums ganz anders zu beurteilen ist, als sich das seit Adolf von Harnack im protestantischen Bewußtsein festgesetzt hat; nämlich unter der Bedingung einer verwandelnden Neuorientierung auf Christus hin als weithin legitime Integration eines authentischen vorchristlichen Transzendenzbezugs in das Denken aus Glauben. Die von Johannes Wirsching aufgeworfene Frage, ob der mit dem altkirchlichen Dogma gleichzeitig entstehende neutestamentliche Kanon eine wohlverstandene Relativierung der kirchlichen Lehre durch Gottes Wort impliziere, ist bis zuletzt zwischen uns ein strittiger Punkt gewesen. Gar zu gern hätte er daraus noch ein Buch werden lassen.

Bewunderungswürdig war seine Fähigkeit, mit Gedankenschärfe und vor allem auch in pädagogischer Absicht klare Aufrisse der von ihm gehaltenen Kollegs und geplanten Seminare zu liefern, und seine Formulierungen, auch in seinen Gutachten, waren brillant. Durch seine Veröffentlichungen hat er stark gewirkt. In den 70er Jahren war ich Mitglied einer nach Bukarest entsandten theologischen Delegation; wir trafen auch mit einer Gruppe evangelischer Pfarrer aus Siebenbürgen zusammen. Wie, sagten sie, Sie kommen aus Berlin? Dann kennen Sie Johannes Wirsching: Sein Buch „Lernziel Glaube“ lesen wir wie einen Katechismus!

Johannes Wirsching war nicht nur ein scharf denkender Theologe; er war reich gebildet. Seine noch immer im Wachsen begriffene umfangreiche Bibliothek besaß er nicht nur, er erwarb sich daraus eine Belesenheit, die in Erstauen setzte. Es mochte ein Thema angeschnitten werden aus Geschichte, Literatur und Kunst und woher auch immer: Er setzte zu einem Lehrvortrag an, und es konnte passieren, daß man in häuslichem Kreis wohl anderthalb Stunden lang zu seinen Füßen saß und beim Abschied wußte: Heute haben wir wieder viel gelernt! Was er dann vortrug, war nicht bloße Polymathie, so wenig andererseits ein System daraus wurde. Es war ein eigenartiges Suchen in ihm, mit

dem, was sich wissen ließ, immer noch weiter zu kommen, aber eigentlich doch nicht, um die Quantität zu mehren, und auch nicht allein, um sich in vieler Hinsicht kompetent zu fühlen. Er wollte über das alles hinaus, dahinter gab es noch etwas; eigentlich war es stets, über seinen schon so umfassenden Horizont hinweg, ein transzendierender Akt des Erkennens.

Und damit scheint mir zusammenzuhängen, daß er so viel Gegensätzliches ertrug, das doch scheinbar einander ausschließen mußte. In der von ihm herausgegebenen Reihe von Monographien steht beispielsweise ein an die radikale Pauluskritik der Niederländer angelehntes Buch neben einem Johanneskommentar, der sich um historisch-kritische Exegese nicht schert, vielmehr, wie der Herausgeber begeistert feststellen konnte, eine Affinität zu mittelalterlicher Mystik zeigt. Wie reimt sich das? Es soll nichts verloren gehen, das auf seine Weise vernünftig gesagt ist: Das war eine der Maximen von Johannes Wirsching, aber eben: Das wies in seiner nicht zu harmonisierenden Gegensätzlichkeit über sich hinaus auf ein anderes, das man vielleicht noch gar nicht kennen konnte. Und mir schien, auch in der produktiven Unruhe, die den Freund in der letzten Zeit, ja noch kurz vor seinem Tod beherrschte, da wurde am Zustand der Kirche ernstlich Kritik geübt; eine Abgrenzung gegen den Islam mußte geleistet sein; eine Novelle wurde verfaßt, auf deren Erscheinen der Sterbensranke sehnlich gewartet hat; ein Band Lebenserinnerungen war unter den Händen, und im Hintergrund immer noch die Arbeit am apostolischen Glaubensbekenntnis. Auch in dieser produktiven Unruhe schien sich mir eine Ahnung davon zu verbergen, daß man vieles ergreifen muß, um auf Umwegen endlich an Eines zu rühren, an jenes Eine vielleicht, das Johannes Wirsching bei Plotin feinfühlig aufspüren konnte. Daß sich sein, wenn es darauf ankam, am Platonismus orientierter Aufblick zur Transzendenz mit dem Kreuz Jesu Christi und mit der Vergebung der Sünden vertrug, ja durch die Versöhnung mit Gott erst eigentlich ermöglicht wurde, das war ihm gewiß; und auch das war augustinisch.

Im Jahr 2001, als ihm von der Selbständigen Evangelisch-Lutherischen Kirche für seine drei ersten Aufsatzbände der Hermann-Sasse-Preis verliehen wurde, hielt Johannes Wirsching einen Vortrag unter dem Titel: „So ihr nicht werdet wie die Kinder ... Der spielende Mensch und der Mensch des Evangeliums.“ Das Spiel faßte der Geehrte als „Fingerzeig aus einer anderen, einer neuen Welt“, als „Boten der Transzendenz, hinausweisend über sich selbst in ein neues, nur geahntes Dasein“. Das echte Spiel vermittelt Selbstvergessenheit, die Gegensätze lösen sich auf, und das ganz Andere, das sich durch die schwere Freude im Spiel bekundet, läßt eine „Ortsenthobenheit“ erfahren, die, „kaum zu begreifen, unser Sein zum Tode außer Kraft zu setzen“ scheint. Das sind Gedanken von ihm, der dann in seinem Sterben doch so bitter zu leiden hatte. Aber gerade deswegen: Wir werden durch ihn selbst, durch sein eigenes Denken an jene Schwelle geführt, an welcher Angelus Silesius den Zweizeiler schrieb: „Ich glaube keinen Tod. Sterb' ich gleich alle Stunden, so hab ich jedesmal ein besser Leben funden.“